

In eine ähnliche Richtung zielt auch die vom damaligen Schatzkanzler Gordon Brown im Januar 2006 angestoßene Patriotismus-Debatte. Die Briten sollten, so schlug Brown vor, als Zeichen der multikulturellen Integration an einem Nationalfeiertag die Werte der Freiheit, Demokratie und Toleranz zelebrieren. Zu den feierwürdigen Traditionen gehört, Brown zufolge, auch die lange Reihe »guter und gerechter Kriege«, nicht zuletzt der Erste Weltkrieg. Darauf verweist schon das vorgeschlagene Datum für diesen Nationalfeiertag: »Remembrance Sunday«, der im Anschluss an den 11. November, dem »Armistice Day«, auf dem darauf folgenden Sonntag begangen werden soll. Welche Reichweite diese Vorschläge gewinnen werden, bleibt freilich abzuwarten.

Wie hier dargelegt wurde, folgt die britische »revisionistische« Interpretation des Ersten Weltkriegs einer spezifisch nationalen Agenda. Eine Bezugnahme auf Diskussionen außerhalb Großbritanniens findet seitens der »Revisionisten« daher kaum statt. Mit der aktuellen französischen Debatte um »Zustimmung oder Zwang« vergleichbare Frontstellungen sind allerdings insofern diskutiert worden, als eine institutionell etablierte⁵⁵ und den Aspekt »Begeisterung« betonende, politisch konservative Historikerschaft einer Gruppe von akademisch nicht oder nur begrenzt integrierten Forschern gegenübersteht, die stärker auf den Faktor »Zwang« verweisen und politisch eher links einzuordnen sind. Dazu kommt allerdings unterstützend eine weiterhin starke Tendenz in der Pop(ulär)-Kultur, den Ersten Weltkrieg darin sehr kritisch zu betrachten. Insofern sind die Verhältnisse in Frankreich und Großbritannien wohl doch nicht so grundsätzlich verschieden, wie von Jay Winter behauptet.

Zeitzeugenaussagen und andere Quellen, die (tatsächlich oder vermeintlich) einen unmittelbaren Zugang zur *war experience* breiter Bevölkerungsschichten bieten, spielen in der britischen Forschung insgesamt eine sehr große Rolle, wenn auch um den Preis eines bisweilen wenig reflektierten Positivismus.⁵⁶ Für die »Revisionisten« haben dabei stets diejenigen Zeitzeugen Recht, die sich der Sprache des Patriotismus bedienen. Obwohl ihr Denken um das Verhältnis von »Ereignis und Erinnerung« kreist, zeigen sie sich methodisch reflektierten kulturgeschichtlichen Ansätzen gegenüber meist äußerst reserviert – auch weil es ihnen um nicht weniger als um die kulturelle Hegemonie geht.

⁵⁵ Zahlreiche der »revisionistischen« Militärgeschichtler lehren am First World War Studies Centre der Universität Birmingham, an der Universität Canterbury, am Queen Mary College bzw. am King's College der Universität London.

⁵⁶ Vgl. z. B. John Terraine, *The First World War 1914–1918*, London 1984 [zuerst 1965], S. viii: »I have been concerned with trying to *strip away* ›ideology‹, and let facts speak for themselves. [...] I have never approached the subject from the point of view of a theory, or an ideology; what I have tried to say at all times was simply, ›thus it was‹ [...]«.

BRUNO BENVINDO / BENOÎT MAJERUS

Belgien zwischen 1914 und 1918: ein Labor für den totalen Krieg*

Belgien war während des Ersten Weltkrieges zutiefst gespalten. Das Land erlebte eine dreifache Kriegserfahrung: an der Front, im Exil und unter der Besatzung. Die Letztere ist zentral – vor allem durch die hohe Zahl von Frauen und Männern, die davon betroffen waren (sechs Millionen) –, trug aber zugleich zu einer Marginalisierung der belgischen Kriegserfahrung bei. Jedoch sind auch die beiden anderen Arenen nicht unerheblich: Im Exil hielten sich eine Million Belgier auf, davon 600.000 dauerhaft. Besetzt oder im Exil, die Belgier erlebten diesen Krieg also in erster Linie als Zivilisten, mehr als die anderen Nationen, die am Krieg teilnahmen. Hinter der Yser, an der Front, befanden sich ungefähr 350.000 Soldaten, die vier Jahren abgetrennt von dem besetzten Belgien kämpften.

Dieses Kaleidoskop von Erfahrungen, das breiter erscheint als das der historiographisch führenden Länder, wurde erst kürzlich (wieder)entdeckt. Belgien blieb in der Tat lange abseits des wieder erstarkenden Interesses für den Ersten Weltkrieg, der die europäische Historiographie charakterisiert. Einige stimulierende Werke sind jedoch schon in der Zwischenkriegszeit erschienen.¹ Diese Bücher, die meistens von der Carnegie-Stiftung publiziert worden sind, bleiben bis heute Referenzwerke, wegen ihrer Qualität, aber auch aufgrund fehlender neuerer Forschungen. Mit dem Zweiten Weltkrieg brach diese erste, innovative Forschungsphase ab: Die Jahre von 1914 bis 1918 verschwanden aus dem historiographischen Interesse. Die seltenen Arbeiten, die in den folgenden Jahrzehnten noch zum Thema erschienen, beschränkten sich auf zwei Problemfelder: die flämisch nationalistische Bewegung und die Rolle des belgischen Königs. Dies änderte sich 1997 schlagartig mit dem Erscheinen des Buches von Sophie de Schaepdrijver, der ersten Monographie, die sich seit Henri Pirennes Werk aus dem Jahr 1928 wieder an eine Synthese über die Geschichte Belgiens zwischen 1914 und 1918

* Wir möchten uns bei Sophie de Schaepdrijver, Chantal Kesteloot, Toon Vrints und Christian Westerhoff für ihre Bemerkungen bedanken.

¹ Fernand Passelocq, *Déportation et travail forcé des ouvriers et de la population civile en Belgique occupée*, Paris 1928; Jacques Pirenne/Maurice Vauthier, *La législation et l'administration allemandes en Belgique*, Paris 1925, oder Albert Henry, *Le ravitaillement de la Belgique pendant l'occupation allemande*, Paris 1928.

wagte.² Dieses Werk, das ein Publikumserfolg wurde, hat die Forschung nachhaltig belebt. In den darauf folgenden Jahren hat sich eine grundlegende Erneuerung vollzogen. Als Beispiel kann dabei ein 2005 unter dem Titel »Une guerre totale« erscheinender Sammelband gelten, der auf mehr als 600 Seiten vierzig Beiträge versammelt. Die belgische Geschichtsschreibung hat damit versucht, den Anschluss an die neuere Historiographie über den Ersten Weltkrieg zu finden.³

Diese Geschichtsschreibung hat jetzt endgültig ihr verstaubtes Erscheinungsbild abgelegt, indem sie sich – inspiriert von der Kulturgeschichte, transnationalen Geschichte und Genderngeschichte – auf neue Wege begeben hat. Die Diplomatie und die militärischen Ereignisse, die zuvor oft im Mittelpunkt standen, scheinen gänzlich von der Bildfläche verschwunden zu sein. Vielmehr steht die zivile Bevölkerung – Exilanten, Besetzte, Deportierte – im Mittelpunkt. In dieser Hinsicht erscheinen die Belgier, die innerhalb von dreißig Jahren zweimal der deutschen Besatzungsherrschaft unterworfen oder jeweils ins Exil gezwungen wurden, als ein paradigmatisches Beispiel des Zeitalters des totalen Krieges. Diese Epoche leitete der Erste Weltkrieg ein.

Sicherlich ist es begrüßenswert, dass sich diese Geschichte nicht mehr auf Strategie und Kanonen beschränkt. Dennoch kann die Fixierung auf die Zivilisten in der Historiographie bedauert werden, da die Fronterfahrung von den belgischen Historikern noch immer wenig beachtet wird. Die soziale und anthropologische Geschichte der Soldaten gehört zu einer der neuen europäischen Forschungsrichtungen; in dieser Hinsicht wartet aber die Yser-Front noch immer auf seine Historiker.⁴ Die Geschichtsschreibung des besetzten Belgien, auch wenn sie in den letzten Jahren stärker im Blickpunkt steht, weist immer noch deutliche Lücken auf. So ist die für diesen Band zentrale Frage des Durchhaltens noch kaum behandelt worden, und auch die ländlichen Regionen sind noch weitgehend unerforscht.⁵ Viele »Baustellen« bleiben also noch offen.

2 Sophie de Schaepe drijver, *De Grootte Oorlog: het koninkrijk België tijdens de Eerste Wereldoorlog*, Amsterdam 1997. 2004 kam das Werk in französischer Sprache bei Peter Lang heraus. Vgl. auch Henri Pirenne, *La Belgique et la guerre mondiale*, Paris 1928.

3 Michael Amara u. a. (Hg.), *Une »guerre totale«? La Belgique dans la Première Guerre mondiale. Nouvelles tendances de la recherche historique*, Brüssel 2005.

4 Eine Ausnahme bilden Bruno Benvindo, *Des hommes en guerre. Les soldats belges entre ténacité et désillusion, 1914–1918*, Brüssel 2005, und Antoon Vrints, *Offers in balans. Hoop en wanhoop van de Belgische soldaten (1914–1918)*, in: *Cahiers d'Histoire du Temps Présent* 17 (2006), S. 237–251.

5 Mit Ausnahme einiger lokalen Monographien: Luc Vandeweyer, *Een kleine stad in een »Grootte Oorlog«: de Eerste Wereldoorlog en het activisme te Tienen en omgeving*, Tienen 2003.

I. Kriegsbeginn

Der Kriegseintritt war für Belgien wie für die anderen europäischen Staaten ein Moment starker nationaler Mobilisierung, aber auch der Sorge. Die deutschen Truppen trafen auf eine Bevölkerung, die keine generationelle Erinnerung mehr an die kriegerische Gewalt und somit kaum einen Referenzrahmen des Handelns hatte. In Brüssel dominierten in den letzten Tagen des Monats Juli Versorgungsängste: In einigen Bäckereien und auf Märkten kam es zu Ausschreitungen. Ab dem 2. August wurde diese Besorgnis langsam durch eine nationale Mobilisierung abgelöst: erste pro-französische Kundgebungen am 2. August, frühe anti-deutsche Unruhen vor Läden von Deutschen am 3. August und dann nationalistische Versammlungen am 4. August, als der König durch Brüssel zog. Diese Kundgebungen waren Momente, bei denen die nationale Symbolik – wie die Trikolore oder die Verbundenheit mit dem Königshaus – zumindest nach außen hin die zahlreichen Unsicherheiten überspielte, die weiterhin im familiären Kreis Ausdruck fanden. Tagebücher von Frauen zeugen z. B. von tiefer Verunsicherung im Hinblick auf die sozialen Konsequenzen des Krieges, so dem Einzug der Männer in die Armee oder der Versorgung mit Nahrungsmitteln.

Sowohl in Antwerpen als auch in Brüssel war die deutsche Gemeinschaft das erste Opfer dieser Volksmobilisierung. Die deutschfeindlichen Ausschreitungen endeten erst nach vier Tagen, nicht wegen einer Abkühlung der Volksseele, sondern weil fast sämtliche Deutsche zu diesem Zeitpunkt aus Belgien ausgewiesen worden waren. In der belgischen Hauptstadt mussten nicht weniger als 9.000 von ihnen das Land innerhalb von drei Tagen verlassen. Diese meist spontanen Ausschreitungen zeugen vom »Erfolg« der Nationalisierung breiter Volksmassen im 19. Jahrhundert.⁶ Sie ist vor allem im städtischen Raum zu finden; auf dem Lande war der Enthusiasmus auch wegen der anstehenden Ernte offenbar weniger groß. So beschreibt der flämische Schriftsteller Stijn Streuvels die Stimmung in seinem Heimatdorf Ingooigem in West-Flandern mit folgenden Worten: »Im Dorf rufen die Nachrichten allgemeine Bestürzung hervor. Die Männer laufen hastig nach Hause und auf einigen Plätzen sind die Abschiede herzerreißend.«⁷ In industriellen Regionen trat sporadisch sogar Widerstand gegen den Krieg auf.

Aber der Einmarsch der Deutschen, eigentlich einer der Garantien der belgischen Neutralität, und das Wissen, dass deutsche Truppen belgisches Territorium besetzen, festigte die nationale Einheit. Diese wurde noch verstärkt durch die ersten Nachrichten, die von deutschen Gräueltaten berichteten. Sie wurden

6 Antoon Vrints, »Moffen buiten!«. De anti-Duitse rellen in augustus 1914 te Antwerpen, in: Amara, *Une »guerre totale«?*, S. 47–63.

7 Stijn Streuvels, *In oorlogstijd: het volledige dagboek van de eerste wereldoorlog*, Brugge 1979, S. 50–51.

unter anderem von Flüchtlingen verbreitet, die sich vor den Kämpfen in Schutz brachten.⁸ Nicht weniger als 6.500 belgische und französische Zivilisten wurden während den ersten Kriegswochen getötet: Diese Massaker spielten anschließend eine wichtige Rolle, nicht nur für die Mobilisierung belgischer Soldaten, sondern auch in der britischen und französischen Gesellschaft. In einer gelungenen Propagandakampagne wurde *poor little Belgium* mit viel Pathos als Opfer des deutschen Barbarismus und Militarismus dargestellt.

II. Die Front

In den Wochen und Tagen vor dem deutschen Einmarsch am 4. August 1914 waren die Belgier überzeugt, dass ihr Land nicht in den Konflikt, der sich anbahnte, einbezogen würde. Der Status als neutraler Staat wurde als effektiver Schutz vor dem Krieg angesehen. Die mobilisierten Männer begaben sich ruhig zu den Kasernen, fügsam, aber ohne kriegerisches Verhalten. Das deutsche Ultimatum vom 2. August 1914 und die Invasion des Landes riefen Empörung hervor. Die Opferbereitschaft wich der Entschlossenheit. Zwei Briefe eines wallonischen Gärtners an seine Eltern bezeugen diesen Stimmungswechsel. In dem ersten Schreiben beugte er sich noch der Lage: »Naja wenn wir gehen müssen, gehen wir guten Herzens mit Mut und Hoffnung davon zu kommen.«⁹ Einige Tage später war der Ton in einem weiteren Brief an dieselben Adressaten ganz anders: »In ihrer üblichen Feigheit und trotz allen Verträgen und Versprechen haben die Deutschen unsere Grenzen verletzt. Belgier sind schon unter ihren Kugeln gefallen und so ist jedermann begeistert, um zu marschieren und jedermann ist froh es den ›Alboches‹ ihren Verrat und Feigheit heimzuzahlen. Jedermann ist hier bereit bis zum Letzten zu kämpfen. Wenn es sein muss, werden wir kämpfen solange noch einer von uns lebt.«¹⁰

Der deutsche Einmarsch scharte die Mobilisierten um die belgische Nation, für die es sich offenbar zu kämpfen lohnte. Während Deutschland vor dem Krieg mit wenig Misstrauen betrachtet worden war, wurde das Nachbarland jetzt zum Feind. Diese ersten Kriegstage waren durch einen lautstarken Patriotismus gekennzeichnet. Die Zustimmung zum Krieg, die soziale und politische Spaltungen überwand, spiegelte sich unter anderem in der hohen Zahl von Freiwilligen in der belgischen Armee wider. Allein im Monat August meldeten sich 19.000 frei-

⁸ John Horne/Alan Kramer, *German Atrocities, 1914: A History of Denial*, New Haven 2001.

⁹ Musée royal de l'Armée (MRA), *Personalalia 14–18*, no. 617, A. Huet, Brief an seine Eltern, 31. Juli 1914.

¹⁰ Ebd., Brief an seine Eltern, 4. August 1914.

willig zum Dienst an der Waffe. Glaubt man der zeitgenössischen Presse, stammten die meisten aus bürgerlichem Hause.¹¹ Tatsächlich waren die unteren Gesellschaftsschichten wegen des vor dem Krieg geltenden Mobilisierungssystems innerhalb der Armee 1914 überrepräsentiert.

Der Erste Weltkrieg war der erste militärische Konflikt, den das Königreich seit seiner Unabhängigkeit 1830 erlebte und somit auch die erste große militärische Mobilisierung in der belgischen Geschichte. Die Armee, die gerade reorganisiert wurde, war zweifellos für den modernen Krieg nicht vorbereitet. Der schnelle Vormarsch der deutschen Truppen stoppte die Mobilisierung und Rekrutierung von Freiwilligen im besetzten Belgien. Nur die Flüchtlinge und diejenigen Belgier, die in dem kleinen nicht besetzten Teil Belgiens lebten, versorgten die Armee fortan regelmäßig mit neuen Rekruten. Historiker haben geschätzt, dass so ungefähr 130.000 Männer zwischen September 1914 und März 1918 noch zur belgischen Armee stießen. Die Mobilisierung erfasste aber nie mehr als zwanzig Prozent der dafür bereit stehenden männlichen Bevölkerung: Dieser Prozentsatz ist sehr niedrig im Vergleich mit den großen europäischen Armeen (54 Prozent für England, 85 Prozent für Frankreich und 86 Prozent für Deutschland).¹² Die große Mehrheit der belgischen Männer erfuhren den Krieg als Zivilisten, sei es in den besetzten Gebieten oder im Exil.

Auf dem Schlachtfeld veränderten sich die Gegebenheiten schnell: Lüttich wurde am 5. August 1914 besetzt, Brüssel am 20. und Namur am 24. Die belgische Armee verschanzte sich in den Befestigungen, die Antwerpen umschlossen. Am 9. Oktober aber gelang es den deutschen Truppen, die Hafenstadt einzunehmen. Die belgischen Soldaten wichen anschließend zum Meer zurück und bezogen in Ostflandern hinter der Yser Stellung. Während der nächsten vier Jahre blieben sie auf dieser sumpfigen Ebene, wo Ratten, Läuse und Flöhe immer wieder Epidemien auslösten. Nach dem Bewegungskrieg, der die belgische Armee dezimiert hatte (vorsichtige Schätzungen gehen von 9.000 Toten und 15.000 Verletzten aus), kam es zu einem wichtigen Wechsel in der militärischen Strategie. König Albert, der Oberbefehlshaber der Armee, entschied sich, eine maximale Anzahl an Soldaten zu retten. Die belgische Armee nahm deshalb nicht an den großen Offensiven teil, welche die französische, deutsche und englische Armee verbluten ließen. Diese Angriffe wurden als zu teuer an Menschenleben und vor allem als ineffektiv angesehen.¹³

Doch der Tod war auch an der belgischen Front eine tägliche Realität: 40.000 Soldaten starben im Ersten Weltkrieg. Die Verluste verteilen sich unregelmäßig:

¹¹ Robert Devleeshouwer, *Les Belges et le danger de guerre, 1910–1914*, Louvain 1958.

¹² Eliane Gubin, *Bespiegelingen over sekse en oorlog in België, 1914–1918*, in: *Jaarboek voor Vrouwengeschiedenis. Sekse en Oorlog 15* (1995), S. 35.

¹³ Marie-Rose Thielemans (Hg.), *Albert Ier. Carnets et correspondance de guerre 1914–1918*, Paris 1991.

31,7 Prozent der Toten entfielen auf 1914, 13,7 Prozent auf 1915, 8,5 Prozent auf 1916, 9,1 Prozent auf 1917 und 31,1 Prozent auf 1918.¹⁴ Die Kämpfe, die zur Besetzung und zur Befreiung des Landes führten, waren somit am tödlichsten. Insgesamt ist der Anteil der Toten an den mobilisierten belgischen Soldaten (11,1 Prozent) niedriger als in den anderen wichtigen kriegführenden Ländern (17,6 Prozent für Frankreich, 14 Prozent für Deutschland, 13,4 Prozent für Italien und 13 Prozent für das Vereinigte Königreich).¹⁵

Der tägliche Kontakt mit dem Tod war von 1914 bis 1918 eine gemeinsame Erfahrung der Soldaten aller europäischen Staaten. Belgische Einheiten mussten jedoch einige für die Yser-Front spezifische Leiden auf sich nehmen. Während die britischen, deutschen und französischen Truppen in ihrem Urlaub nach Hause konnten, blieben die belgischen Soldaten vier Jahre lang von ihren in Belgien verbliebenen Familienmitgliedern getrennt. Sie waren die einzigen an der Westfront, die nie nach Hause gehen konnten. Sicherlich hatten einige Verwandte im Ausland, die sie während der seltenen Beurlaubungen besuchen konnten, doch die meisten Soldaten hatten diese Chance nicht. Wegen dieser besonderen Lage kamen die belgischen Militärbehörden zu folgendem Urteil: »Von allen Kämpfern an der westlichen Front, die den deutschen Vormarsch stoppen müssen, sind keine andere so tief in ihrem Intimsten getroffen [wie die belgischen Soldaten].« Die Abwesenheit der Verwandten und die Sorge um ihr Schicksal sind die am meisten wiederkehrenden Motive in den privaten Schriften der Soldaten, umso mehr als die wenigen Neuigkeiten aus dem besetzten Belgien die schwierigen Lebensbedingungen, die von den Deutschen verübten Brutalitäten oder die Deportation von Zivilisten nach Deutschland beschrieben. Die Besetzung verstärkte ohne Zweifel das Leiden der Soldaten, stachelte aber auch ihre Entschlossenheit an, den Kampf weiterzuführen: Die Hoffnung, die Verwandten und Freunde wiederzusehen, war dabei entscheidend. Um frei nach Hause zurückzukehren, mussten die belgischen Soldaten weiterkämpfen. Die meisten europäischen Soldaten gewannen eine andere Erfahrung: Nur der Abbruch der Kampfhandlungen erlaubte es ihnen, zu ihren Verwandten zurückzukehren. Die belgischen Kriegsteilnehmer kämpften, um ihr friedliches Familienleben, das sie vor dem Krieg geführt hatten, in einem Land wieder aufzunehmen, das von der deutschen Gängelei befreit sein sollte.

Nach den ersten Monaten des Krieges kippte aber die Moral der Truppen. Der Enthusiasmus verschwand bei den meisten Soldaten schnell. Er wurde durch ein »Durchhalten« ersetzt, das weniger überschwänglich war, aber nicht weniger real

14 Luc De Vos/Hans Keymeulen, Een definitieve afrekening met de 80%-mythe? Het Belgisch Leger (1914–1918) en de sociale en numerieke taalverhoudingen onder de gesneuvelden van lagere rang, in: *Revue belge d'histoire militaire* 1 (1989), S. 5.

15 Raymond Olbrechts, La population, in: Ernest Mahaim (Hg.), *La Belgique restaurée. Étude sociologique*, Brüssel 1926, S. 15.

und auf dem Begriff der Pflicht beruhte. *Faire son devoir, zijn plicht doen* (seine Pflicht erfüllen) sind Wortwendungen, die bis zum Ende des Krieges immer wieder aus der Feder der Soldaten kamen. Die große Mehrheit von ihnen war bereit weiterzukämpfen, sogar als die Erinnerung an den Widerstand vom August 1914 nur noch blaß war. Sie stimmten dem Krieg aber nicht mit frohem Herzen zu. Max Deauville, Schriftsteller und Regimentsarzt während des Krieges, resümiert diese Haltung mit folgenden Worten: »Wir sind voller Begeisterung und Enthusiasmus in den Krieg gezogen, heute sind unsere Herzen mit Asche und Bitterkeit gefüllt.«¹⁶ Der Begriff der »Pflicht« überdeckte verschiedene Realitäten, die sich kreuzten und vermischten. Pflicht gegenüber der Heimat, aber auch gegenüber den Verwandten im besetzten Belgien, Pflicht gegenüber den Kameraden oder gegenüber sozialen Normen, unter anderem gegenüber dem tief verinnerlichten kulturellen Kodex der Männlichkeit.¹⁷

Die Missstimmung ist ebenfalls charakteristisch für diesen Zermürbungskrieg. Ab Mai/Juni 1917 breitete sich in der belgischen Armee eine große Welle der Niedergeschlagenheit aus. Dieses Gefühl nährte sich einerseits aus der militärischen Situation, aber auch aus dem Mangel an Nahrung, welche die Truppen an der Yser zu dieser Zeit schwächte.¹⁸ Diese Kriegsmüdigkeit löste zwei Bewegungen aus, die zwar nur die Minderheit erfassten, jedoch symptomatisch für die Breschen im patriotischen Konsens waren: einerseits die Desertionen, andererseits der flämisch nationalistische Protest. Letzterer erinnert daran, dass sich innerhalb der belgischen Armee sowohl französischsprachige als auch flämische Soldaten befanden, die vom elitären Oberkommando unterschiedlich behandelt wurden. Trotz eines 1913 verabschiedeten Gesetzes, das die Zweisprachigkeit in der Armee einzuführen versuchte, blieb diese zwischen 1914 und 1918 eine von Französischsprachigen dominierte Institution. Der hierarchische Aufstieg, die Möglichkeit in die Artillerie versetzt zu werden oder in die Intendantur einzutreten, hing vom Beherrschen des Französischen ab. Diese vor allem soziale Diskriminierung – die Sprache ist hier mehr Mittel als Ziel – erschien umso ungerechter, als die Flamen an der Yser überrepräsentiert waren: Sie stellten zwischen 1914 und 1918 nicht weniger als 64,3 Prozent der Soldaten, während ihr Anteil an der Gesamtbevölkerung nur 55,4 Prozent betrug.¹⁹

Aus dieser Diskriminierung entstand die *Frontbewegung*, die sich ab 1917 zu einer mehr oder weniger heimlichen Lobby innerhalb der Armee entwickelte.²⁰ Mehrere Pamphlete fanden in der Truppe eine weite Verbreitung. Dabei schälten

16 Max Deauville, *La boue des Flandres*, Brüssel 1930 [1922], S. 282.

17 Benvindo, *Des hommes en guerre. Les soldats belges entre ténacité et désillusion*, 1914–1918.

18 MRA, GQG, no. 10, service postal et censure, Bericht über die Moral der Truppe, 19. Juni 1917.

19 De Vos/Keymeulen, *Belgisch Leger (1914–1918)*, S. 13.

20 Daniël Vanacker, *De Frontbeweging: de Vlaamse strijd aan de IJzer*, Coxyde 2000.

sich spezifische Forderungen heraus: die Aufstellung flämischer und wallonischer Regimenter in der Armee, aber auch die Anerkennung des Prinzips der kulturellen Einheit Flanderns, was eine Flämisierung der Justiz und des Schulwesens mit sich bringen würde. Auch wenn die *Frontbewegung* ohne Zweifel eine Bresche in den belgischen Patriotismus schlug, sollte man die Bewegung nicht unbedingt mit pazifistischen oder defätistischen Tendenzen gleichsetzen. Sie ist sowohl Abbild wie Ventil einer gewissen Kriegsmüdigkeit. Man kann sogar die Hypothese aufstellen, dass die soziale Unzufriedenheit mit der Fokussierung auf sprachliche Probleme z. T. kanalisiert wurde. Im Gegensatz zu den Aktivisten im besetzten Belgien kollaborierte die Führungsebene der *Frontbewegung* nicht mit den Deutschen. Die von ihnen geforderten Veränderungen sollten im Rahmen des wiederhergestellten belgischen Staates durchgesetzt werden und nicht unter deutscher Herrschaft. Die *Frontbewegung* blieb übrigens immer eine Minderheit, sogar unter den flämischen Soldaten. Geht man von ihren Kundgebungen aus, kann man die Anzahl der aktiven Sympathisanten auf höchstens einige Tausend schätzen.²¹

Viel deutlicher fällt in den Schriften der Soldaten das anhaltende belgische Nationalbewusstsein auf, sowohl unter den flämischen als auch bei den wallonischen Soldaten. Bis heute steht jedoch vor allem die *Frontbewegung* – also eine Minderheitsbewegung – im Mittelpunkt des historiographischen Interesses. Dies erklärt sich durch den großen Einfluss, den diese Bewegung als symbolisches Vermächtnis nach dem Ersten Weltkrieg gewann. Während sein Stellenwert von 1914 bis 1918 eher begrenzt war, wurde die *Frontbewegung* nach dem Krieg ein Schlüsselement für die Geschichte der flämischen Bewegung: Sie entwickelt sich geradezu zum Gründungsmythos des flämischen Nationalismus.²² Dieses Vermächtnis hatte einen so hohen Stellenwert, dass die Yser noch heute im belgischen kulturellen Gedächtnis unmittelbar an das Erwachen der flämischen Identität und an den Kampf der Flamen für das Recht auf diese Identität erinnert. Die Historikerin Sophie de Schaepdrijver hat jedoch zu Recht darauf hingewiesen, dass »in Wirklichkeit Flandern nicht das Alpha und Omega der flämischen Kriegserfahrung war.«²³

Die zweite Bresche in diesem patriotischen Konsens war die Fahnenflucht. Die offiziellen Statistiken fassten unter der Kategorie »Deserteur« oft sehr unterschiedliche Tatbestände (Soldaten, die das »Niemandland« durchquerten, um sich den Deutschen zu ergeben, oder Soldaten, die aus einem Urlaub nicht zurückkehrten oder einige Tage Verspätung hatten), aber die allgemeine Tendenz

21 Luc Schepens, *Albert Ier et le gouvernement Broqueville 1914–1918. Aux origines de la question communautaire*, Paris 1983, S. 144.

22 Bruno De Wever, *Greep naar de macht. Vlaams-nationalisme en Nieuwe Orde. Het VNV, 1933–1945*, Tielt 1994, S. 27–31.

23 Sophie de Schaepdrijver, *La Belgique et la Première Guerre mondiale*, Brüssel 2004, S. 209.

erlaubt keinen Zweifel: Je länger der Krieg dauerte, desto häufiger war die Desertion. Jeder Winter verursachte eine Zunahme der Desertionen, und dieser Anstieg stabilisiert sich dann in den folgenden Monaten. Der monatliche Durchschnitt stieg von rund 100 im Jahre 1916 auf 467 im darauf folgenden Jahr, um 1918 bei 556 zu kulminieren. Diese Angaben belegen die immer größer werdende Kriegsmüdigkeit.²⁴

Der Höhepunkt von 1918 – der durch eine explosionsartige Zunahme der Zahl der Soldaten, die zu den Deutschen überliefen, gekennzeichnet ist – erklärt sich durch eine Verschlechterung der Lage an der Yser-Front: Die deutschen Truppen, die seit März in einer großen Offensive wieder versuchten, Bewegung in den Stellungskrieg zu bringen, bedrohten die letzten Reste des nationalen Territoriums. Die Mittelmächte, die vom Zusammenbruch Russlands profitierten, schienen den Krieg zu gewinnen. Die Hoffnung eines baldigen und siegreichen Endes verließ vielleicht erstmals seit August 1914 die belgischen Soldaten. Die stetig ansteigende Anzahl von Fahnenflüchtigen – auch wenn sie quantitativ beschränkt blieb – beunruhigte sowohl die militärischen als auch zivilen Behörden, die fürchteten, dass die Aussichtslosigkeit des Krieges der Fahnenflucht immer wieder neue Nahrung geben würde. Mit dem deutschen Debakel und der alliierten Offensive war diese Gefahr jedoch relativ schnell gebannt.

Die Kriegserfahrungen der belgischen Soldaten waren vielfältig, ambivalent und komplex. Zustimmung und Zwang vermischten sich oft, ebenso wie Enthusiasmus und Resignation, Hass auf den Gegner und Sehnen nach Frieden, Brutalität und Angst. Das Durchhalten zog sich jedoch wie ein roter Faden durch diese Gefühle. Die Dauer des Konfliktes ist unbegreiflich, wenn man sich diese Kraft des Durchhaltens nicht vor Augen führt. Trotz der Desillusionierung und zeitweiligen Krisen wurden die vier Jahre an der Yser ohne große Revolten und Meutereien ausgehalten. Die große Mehrheit der belgischen Soldaten bestand diese präzedenzlose Probe.

III. Das besetzte Belgien

Im Gegensatz zu anderen westeuropäischen Ländern war die Front für Belgien nicht die einzige direkte Kriegs- und Gewalterfahrung. Die Mehrheit der Belgier lebte unter einem Besatzungsregime, eine sicherlich marginale, aber nicht einzigartige Erfahrung in Europa während des Ersten Weltkrieges. Nicht nur das belgische Königreich und der Norden Frankreichs, sondern auch zahlreiche Gebiete

24 Bruno Benvindo, *Déserteur le front belge. La guerre et ses marges, 1914–1918*, in: André Loez/Nicolas Mariot (Hg.), *Obéir/Désobéir. Les mutineries de 1917 en perspective*, Paris 2008, S. 329–344.

im Osten wurden zwischen 1914 und 1918 besetzt. Im Ganzen lebten nicht weniger als 17 Millionen Zivilisten (6 Millionen in Belgien, 2,5 Millionen in Nordfrankreich, 6 Millionen im Generalgouvernement Warschau und 3 Millionen im Ober-Ost) unter deutscher Besatzung. Über die von Österreich-Ungarn besetzten Gebiete (Militärgouvernement Lublin, Serbien, Montenegro, Albanien, Rumänien, Nordosten Italiens) ist bis heute wenig bekannt. Die belgische Kriegserfahrung muss im Rahmen dieser Vielfältigkeit der Besatzererfahrungen gesehen werden. Die Reaktion der Bevölkerung auf die deutsche Besatzung kann unter verschiedenen Gesichtspunkten betrachtet werden. Der erste ist der Aspekt der Kollaboration und des Widerstandes, der später das Verhalten unter der Okkupation im Zweiten Weltkrieg bestimmen sollte.

Zwischen 1914 und 1918 war das besetzte Belgien administrativ in zwei Teile aufgeteilt. Eine Region befand sich innerhalb der Etappe, wo ein besonders hartes militärisches Regime herrschte. Der größte Teil des Landes mit der Hauptstadt Brüssel bildete das Generalgouvernement Belgien, eine Mischung aus militärischer und ziviler Herrschaft. Aber es war ein anderer Bruch, der dem deutschen Vorhaben einer Trennung Belgiens zwischen Flamen und Wallonen entsprach und sich als prägend erwies. Diese administrative Trennung fand vor allem auf flämischer Seite ein positives Echo. Die Besatzer unterstrichen die kulturellen Gemeinsamkeiten zwischen Deutschen und Flamen und erfüllten teilweise die Forderungen der flämischen Nationalisten (z. B. die Gründung einer niederländischsprachigen Universität und die Unterstützung der niederländischen Sprache). Es gelang ihnen so, eine Minderheit von 15.000 Flamen zu einer aktiven Kollaboration zu überreden. Sie kann als eine Lücke im »Durchhalten« interpretiert werden, als Misserfolg einer spezifischen, belgischen Kriegskultur. Diese Aktivisten, wie sie gemeinhin genannt werden, zeugen von einer anderen, nicht weniger exaltierten Kriegskultur. Das Verteufeln des Anderen – in diesem Falle die frankophone Elite –, eine Radikalisierung, die sich vor allem ab der zweiten Hälfte von 1917 sich nicht nur auf verbale Gewalt beschränkte, und eine extrem manichäische Weltanschauung sind einige Elemente, die der klassischen Definition der Kriegskultur durch die französischen Historikern Stéphane Audoin-Rouzeau und Annette Becker entsprechen.²⁵

Der Widerstand war durch eine Kriegskultur geprägt, deren Logik schlussendlich nicht sehr verschieden ist. Im besetzten Belgien organisierte sie sich hauptsächlich um drei Tätigkeitsbereiche: Nachrichtendienst, Untergrundpresse und das Schmuggeln von jungen Belgiern über die Grenze, damit sich diese der belgischen Armee anschließen konnten. Die Nachrichtendienste versammelten ungefähr 6.000 Personen, durch alle sozialen Schichten hindurch. Eine relativ hohe Anzahl von Frauen gehörten dieser Bewegung an. So waren zum Beispiel im

²⁵ Stéphane Audoin-Rouzeau/Annette Becker, 14–18, Retrouver la guerre, Paris 2000, S. 122.

größten Netzwerk *La Dame Blanche* 30 Prozent der Mitglieder Frauen. Dies führte zu einer Verwischung der vor dem Krieg geltenden Gender-Identitäten. Diese »Emanzipation« war jedoch nur von kurzer Dauer. Die politische Teilnahme der Frauen während des Krieges brachte nicht eine Anerkennung politischer Rechte nach dem Krieg mit sich: Den Frauen wurde das Wahlrecht auf nationaler Ebene nach der Befreiung verweigert.²⁶

Da die vor dem Krieg erscheinenden Zeitungen nur teilweise und unter dem Regime der Zensur wieder erschienen, spielte die Untergrundpresse wie *L'Âme Belge* oder *De Vrije Stem* eine wichtige Rolle in der regelmäßigen nationalen Mobilisierung. In dieser oft handwerklich hergestellten Presse war *La Libre Belgique* besonders einflussreich, durch ihre Professionalität – die Zeitung wurde von einer katholischen Verlegerfamilie herausgegeben – wie durch ihre Auflage (teilweise bis zu 20.000 Exemplare). Die Untergrundpresse erlaubte die Verbreitung zensurierter Nachrichten wie derjenigen über die deutschen Gräueltaten im Sommer 1914, die Deportation von Arbeitskräften nach Deutschland oder die alltäglichen Schikanen der deutschen Besatzungsbehörden. Diese Presse berief sich dabei auf den klassischen Kanon des belgischen Nationalismus, wobei König Albert, als Reiterkönig verherrlicht, im Mittelpunkt stand. Das Schmuggeln von jungen Männern aus dem besetzten Belgien nach Holland ist noch wenig erforscht, zeugt aber von patriotischer Mobilisierung: So entstand zwischen 1914 und 1918 ein verzweigtes Netzwerk, das es 25.000 bis 30.000 Männern erlaubte, die Grenze illegal zu überschreiten und die belgischen Truppen an der Yser zu verstärken. Drei Viertel von ihnen gelangten in Offiziersränge, was auf ihre soziale Herkunft verweist.²⁷

Diese verschiedene Elemente eines aktiven Widerstandes waren jedoch nur die Spitze einer viel breiteren, dem Besatzer feindlich gesinnten Bewegung. Ein nationaler Kalender prägte zumindest in den großen Städten und insbesondere in Brüssel die Besatzungsjahre: 8. April (Geburtstag des Königs), 4. August (Kriegsanfang), 20. August (Einmarsch der Deutschen in Brüssel), Ende September (Gedenken an die Revolution von 1830), Anfang November (Allerheiligen und Allerseelen) oder der 15. November (Tag des Königs). Auch wenn der öffentliche Raum vom deutschen Besatzer dominiert war, kam die belgische Symbolik immer wieder zum Vorschein. Der 21. Juli, der belgische Nationalfeiertag, war »das« patriotische Datum *per excellence*. Zahlreiche Geschäfte streikten, und an belgischen Erinnerungsorten – wie dem Platz der Märtyrer der Revolution von 1830 – wurden Kundgebungen organisiert. Ab 1915 gingen die Besatzer polizeilich gegen diese Aktivitäten vor. Die Mobilisierung während dieser Tage war ein gutes

²⁶ Eliane Gubin, *Les femmes et la citoyenneté politique en Belgique: l'histoire d'un malentendu*, in: *Sextant* 7 (1997), S. 163–187.

²⁷ Michaël Amara, *Des Belges à l'épreuve de l'exil. Les réfugiés de la Première Guerre mondiale: France, Grande-Bretagne, Pays-Bas, 1914–1918*, Brüssel 2008, S. 313.

im Osten wurden zwischen 1914 und 1918 besetzt. Im Ganzen lebten nicht weniger als 17 Millionen Zivilisten (6 Millionen in Belgien, 2,5 Millionen in Nordfrankreich, 6 Millionen im Generalgouvernement Warschau und 3 Millionen im Ober-Ost) unter deutscher Besatzung. Über die von Österreich-Ungarn besetzten Gebiete (Militärgouvernement Lublin, Serbien, Montenegro, Albanien, Rumänien, Nordosten Italiens) ist bis heute wenig bekannt. Die belgische Kriegserfahrung muss im Rahmen dieser Vielfältigkeit der Besatzererfahrungen gesehen werden. Die Reaktion der Bevölkerung auf die deutsche Besatzung kann unter verschiedenen Gesichtspunkten betrachtet werden. Der erste ist der Aspekt der Kollaboration und des Widerstandes, der später das Verhalten unter der Okkupation im Zweiten Weltkrieg bestimmen sollte.

Zwischen 1914 und 1918 war das besetzte Belgien administrativ in zwei Teile aufgeteilt. Eine Region befand sich innerhalb der Etappe, wo ein besonders hartes militärisches Regime herrschte. Der größte Teil des Landes mit der Hauptstadt Brüssel bildete das Generalgouvernement Belgien, eine Mischung aus militärischer und ziviler Herrschaft. Aber es war ein anderer Bruch, der dem deutschen Vorhaben einer Trennung Belgiens zwischen Flamen und Wallonen entsprach und sich als prägend erwies. Diese administrative Trennung fand vor allem auf flämischer Seite ein positives Echo. Die Besatzer unterstrichen die kulturellen Gemeinsamkeiten zwischen Deutschen und Flamen und erfüllten teilweise die Forderungen der flämischen Nationalisten (z. B. die Gründung einer niederländischsprachigen Universität und die Unterstützung der niederländischen Sprache). Es gelang ihnen so, eine Minderheit von 15.000 Flamen zu einer aktiven Kollaboration zu überreden. Sie kann als eine Lücke im »Durchhalten« interpretiert werden, als Misserfolg einer spezifischen, belgischen Kriegskultur. Diese Aktivisten, wie sie gemeinhin genannt werden, zeugen von einer anderen, nicht weniger exaltierten Kriegskultur. Das Verteufeln des Anderen – in diesem Falle die frankophone Elite –, eine Radikalisierung, die sich vor allem ab der zweiten Hälfte von 1917 sich nicht nur auf verbale Gewalt beschränkte, und eine extrem manichäische Weltanschauung sind einige Elemente, die der klassischen Definition der Kriegskultur durch die französischen Historikern Stéphane Audoin-Rouzeau und Annette Becker entsprechen.²⁵

Der Widerstand war durch eine Kriegskultur geprägt, deren Logik schlussendlich nicht sehr verschieden ist. Im besetzten Belgien organisierte sie sich hauptsächlich um drei Tätigkeitsbereiche: Nachrichtendienst, Untergrundpresse und das Schmuggeln von jungen Belgiern über die Grenze, damit sich diese der belgischen Armee anschließen konnten. Die Nachrichtendienste versammelten ungefähr 6.000 Personen, durch alle sozialen Schichten hindurch. Eine relativ hohe Anzahl von Frauen gehörten dieser Bewegung an. So waren zum Beispiel im

²⁵ Stéphane Audoin-Rouzeau/Annette Becker, 14–18, Retrouver la guerre, Paris 2000, S. 122.

größten Netzwerk *La Dame Blanche* 30 Prozent der Mitglieder Frauen. Dies führte zu einer Verwischung der vor dem Krieg geltenden Gender-Identitäten. Diese »Emanzipation« war jedoch nur von kurzer Dauer. Die politische Teilnahme der Frauen während des Krieges brachte nicht eine Anerkennung politischer Rechte nach dem Krieg mit sich: Den Frauen wurde das Wahlrecht auf nationaler Ebene nach der Befreiung verweigert.²⁶

Da die vor dem Krieg erscheinenden Zeitungen nur teilweise und unter dem Regime der Zensur wieder erschienen, spielte die Untergrundpresse wie *L'Âme Belge* oder *De Vrije Stem* eine wichtige Rolle in der regelmäßigen nationalen Mobilisierung. In dieser oft handwerklich hergestellten Presse war *La Libre Belgique* besonders einflussreich, durch ihre Professionalität – die Zeitung wurde von einer katholischen Verlegerfamilie herausgegeben – wie durch ihre Auflage (teilweise bis zu 20.000 Exemplare). Die Untergrundpresse erlaubte die Verbreitung zensurierter Nachrichten wie derjenigen über die deutschen Gräueltaten im Sommer 1914, die Deportation von Arbeitskräften nach Deutschland oder die alltäglichen Schikanen der deutschen Besatzungsbehörden. Diese Presse berief sich dabei auf den klassischen Kanon des belgischen Nationalismus, wobei König Albert, als Reiterkönig verherrlicht, im Mittelpunkt stand. Das Schmuggeln von jungen Männern aus dem besetzten Belgien nach Holland ist noch wenig erforscht, zeugt aber von patriotischer Mobilisierung: So entstand zwischen 1914 und 1918 ein verzweigtes Netzwerk, das es 25.000 bis 30.000 Männern erlaubte, die Grenze illegal zu überschreiten und die belgischen Truppen an der Yser zu verstärken. Drei Viertel von ihnen gelangten in Offiziersränge, was auf ihre soziale Herkunft verweist.²⁷

Diese verschiedene Elemente eines aktiven Widerstandes waren jedoch nur die Spitze einer viel breiteren, dem Besatzer feindlich gesinnten Bewegung. Ein nationaler Kalender prägte zumindest in den großen Städten und insbesondere in Brüssel die Besatzungsjahre: 8. April (Geburtstag des Königs), 4. August (Kriegsanfang), 20. August (Einmarsch der Deutschen in Brüssel), Ende September (Gedenken an die Revolution von 1830), Anfang November (Allerheiligen und Allerseelen) oder der 15. November (Tag des Königs). Auch wenn der öffentliche Raum vom deutschen Besatzer dominiert war, kam die belgische Symbolik immer wieder zum Vorschein. Der 21. Juli, der belgische Nationalfeiertag, war »das« patriotische Datum *per excellence*. Zahlreiche Geschäfte streikten, und an belgischen Erinnerungsorten – wie dem Platz der Märtyrer der Revolution von 1830 – wurden Kundgebungen organisiert. Ab 1915 gingen die Besatzer polizeilich gegen diese Aktivitäten vor. Die Mobilisierung während dieser Tage war ein gutes

²⁶ Eliane Gubin, *Les femmes et la citoyenneté politique en Belgique: l'histoire d'un malentendu*, in: *Sextant* 7 (1997), S. 163–187.

²⁷ Michaël Amara, *Des Belges à l'épreuve de l'exil. Les réfugiés de la Première Guerre mondiale: France, Grande-Bretagne, Pays-Bas, 1914–1918*, Brüssel 2008, S. 313.

Indiz für das Durchhalten der Bevölkerung. Im Jahre 1917 war die Mobilisierung viel schwächer, wie aus den Tagebuchnotizen eines Brüsseler Arztes hervorgeht:

»Ein blaues Plakat des deutschen Gouvernements untersagt jegliche Kundgebung zu Ehren des belgischen Nationalfeiertages [...]. Heute ist unser dritter Nationalfeiertag. Ich war in der Stadt. Die Erscheinungsform der Strassen war traurig [...]. Die Haltung der Bevölkerung war ruhig und ein bisschen traurig. Letztes Jahr waren wir sicher, dass es der letzte Nationalfeiertag unter deutschem Joch sei: Dieses Jahr weiß man es nicht mehr; man glaubt an nichts mehr [...]. Global gesehen war es ein trauriger Tag, weil viele Menschen hungrig waren.«²⁸

Die katholische Kirche, die einen zentralen Platz in der Gesellschaft einnahm, insbesondere Kardinal Désiré-Joseph Mercier, zögerte nicht, sich als nationalen Wall gegenüber dem Besatzer aufzustellen. Es ist deshalb nicht verwunderlich, dass die Kirche einen beschützten Raum darstellte, wo religiöse und nationale Inbrunst sich oft vermischten und offen ihren Ausdruck fanden.²⁹

Parallel zu dem patriotischen Durchhalten der Bevölkerung stellte sich die Frage, wie sich die staatlichen Institutionen gegenüber dem Besatzer verhielten: Dieses für den Zweiten Weltkrieg so zentrale Thema ist bislang für den Ersten Weltkrieg noch kaum angeschnitten worden. Die einzige publizierte Fallstudie zur Brüsseler Polizei zeugt von einer durch- und weitgehenden Kooperation.³⁰ Die lokalen Behörden stellten sich nach 1918 oft als Wächter der belgischen Nation dar;³¹ ihre Praxis während des Krieges war jedoch durch eine enge Kooperation mit dem Besatzer gekennzeichnet, mit einigen Ausnahmen wie zum Beispiel dem Nicht-Liefern von Arbeitslosenlisten zwecks Deportation nach Deutschland. Der Justizapparat funktionierte aber bis ins Frühjahr 1918, als ein »patriotischer« Streik seiner Arbeit ein Ende setzte. Diese feste und »patriotische« Haltung – zu einem Zeitpunkt, als der deutsche Sieg immer unwahrscheinlicher wurde – erlaubte es, der immer stärker werdenden Kritik aus dem besetzten Belgien und aus den Exilkreisen zu begegnen.³²

28 Archives & Musée de la Littérature à Bruxelles, M. L. 3546; S. 4052–4055.

29 Benoît Majerus, Stadt, Nation und Besatzung. Die Strassen Brüssels als patriotische Projektionsfläche (1914–1918 und 1940–1944), in: Informationen zur modernen Stadtgeschichte 2 (2004), S. 10–19.

30 Ders., Occupations et logiques policières. La police bruxelloise en 1914–1918 et 1940–1945, Brüssel 2007.

31 Dieses Bild wird oft von der Historiographie übernommen, auch für den Norden Frankreichs: Annette Becker, Oubliés de la grande guerre. Humanitaire et culture de guerre, Paris 1998.

32 Mélanie Bost/Aurore François, La grève de la magistrature belge (fév.-nov 1918). Un haut fait de la résistance nationale à l'épreuve des archives judiciaires, in: Histoire du droit et de la justice: une nouvelle génération de recherches – Een nieuwe generatie in het onderzoek over de geschiedenis van het recht en van de justitie, hg. v. Dirk Heirbaut/Xavier Rousseaux/A. Wijfels, Louvain-la-Neuve.

Jenseits dieser einseitigen Interpretation der Beziehungen zwischen Besatzer und Besetzten (Widerstand oder Kooperation), gab es andere Lesarten, welche die Frage des Durchhaltens in einem anderen Licht erscheinen lassen. Die Besatzung war so auch ein Moment des Miteinanderwohnens von militärischen, hauptsächlich männlichen Besatzern (ungefähr 10.000 Soldaten in und um Brüssel) und einer zivilen Bevölkerung, in der Frauen die Mehrheit stellten, da ein erheblicher Teil der Männer an der Front war. Auch wenn dieses Aufeinandertreffen durch ein doppeltes Ungleichgewicht zugunsten der deutschen Soldaten gekennzeichnet war – zwischen Mann und Frau, zwischen Besatzern und Besetzten –, so waren sie doch nicht auf Vergewaltigungen und Prostitution beschränkt,³³ sondern es entstanden auch immer wieder Liebesbeziehungen. Diese wurden teilweise durch das gemeinsame Leben erleichtert: Viele Soldaten – besonders Offiziere – wohnten bei Privatleuten. Die Fragilität dieser »Normalität« wurde im Herbst 1918 deutlich, als diese Frauen aus der nationalen Gemeinschaft ausgeschlossen wurden.

Der Prozess des Durchhaltens beschränkt sich aber nicht nur auf diese nationale Fragestellung, besonders in den besetzten Gebieten, in denen sie eng mit den sozialen Bedingungen verbunden ist, unter denen die besetzte Bevölkerung lebte. Bis heute bleibt die Erinnerung an diese Besatzung durch den Hunger bestimmt, der in Belgien herrschte – eine Erinnerung, die in zahlreichen Büchern und Broschüren tradiert wird.³⁴ Ab Herbst 1914 verschlechterte sich die sozioökonomische Lage rapide. Mit Ausnahme einiger Industrien, welche die deutsche Kriegswirtschaft unterstützten, brach die industrielle Produktion fast vollständig zusammen. Die Arbeitslosigkeit wurde zur Regel, und diejenigen, die weiter arbeiteten, bekamen keine Gehaltserhöhungen.³⁵ Die Versorgung mit Nahrungsmitteln war umso schwieriger, als Flandern, Hauptproduzent der belgischen Kartoffelernte, in ein Schlachtfeld verwandelt worden war. Die belgischen Eliten reagierten relativ schnell, indem sie ein System schafften, das in vielerlei Hinsicht den zukünftigen Sozialstaat skizzierte. Ausgehend von einem *Comité Central de Secours*, das im September 1914 in Brüssel gegründet wurde, entstand mit dem *Comité National de Secours et d'Alimentation* (CNSA) eine Institution, welche die Versorgung des besetzten Belgiens mit Hilfe der *Commission for Relief in Belgium* (CRB) vier Jahren lang garantierte. An seiner Spitze befand sich das französischsprachige Bürgertum. Das CNSA erfüllte *de facto* die Rolle der Regierung im besetzten Belgien. Sie trug zur Wahrung der sozialen und nationalen Kohäsion bei. Dank eines effizienten Netzwerkes von Läden und Distributionsstellen für

33 Benoît Majerus, La prostitution à Bruxelles pendant la Grande Guerre: contrôle et pratique, in: Crime, Histoire et Sociétés 7 (2003), 1, S. 5–42.

34 Ein Beispiel unter vielen: »Zwischen 1914 und 1918 kreppten unsere Großeltern vor Hunger«: Claude Brisme, Les Ecaussinnes et les Ecaussinnois dans la Première Guerre mondiale 1914–1918, Ecaussinnes 1997, S. 4.

35 Max Gottschalk, Le travail, in: Ernest Mahaim (Hg.), La Belgique restaurée, S. 297–391.

Mahlzeiten konnte das CNSA eine schlimme Hungersnot besonders in der ersten Hälfte des Konfliktes vermeiden. Parallel zum CNSA entstanden zahlreiche karitative Vereine, die in Abwesenheit eines Sozialstaates die schlimmste Not linderten. Die Versorgung mit Lebensmitteln verschlechterte sich jedoch ab 1917. Die immer größer werdende Notwendigkeit, sich auf dem Schwarzmarkt zu bedienen und der Zerfall der Kaufkraft zeugen davon. So verdoppelte sich der Preis der Milch zwischen 1916 und 1917.³⁶

Trotz dieser sichtbaren »Solidarität« verschwanden die sozialen Konflikte in den Besatzungsjahren keineswegs. Sie haben jedoch bis heute kaum das Interesse der Historiker geweckt, was einen Gesamtüberblick erschwert. Die hier beschriebenen Beispiele sind Indizien einer komplexen Realität. Sie weisen darauf hin, dass soziale, aus der Vorkriegszeit stammende Gegensätze weiterhin Bestand hatten und manchmal durch den Krieg sogar noch verstärkt wurden. Als Beispiel sei die Brüsseler Polizei genannt: Da ihre sozioökonomische Lage immer schwieriger wurde, kam es 1918 zum ersten Streik in ihrer Geschichte. Sie durchbrach dabei explizit das patriotische Tabu, indem sie sich an den deutschen Besatzer wendete. Aufschlussreicher sind die Zeichen, die darauf hindeuten, dass die Beziehungen zwischen Arbeitnehmer und Arbeitgeber auch während der Besatzung konfliktreich blieben und dass es keineswegs zu einer nationalen Einheit zwischen diesen beiden Gruppen kam. So stieg in den Arbeitsgerichten der Hauptstadt die Zahl der Verfahren, was einen sozialistischen Politiker zu der Erklärung veranlasste, »dass die patriotische Einheit nicht stark genug auf die Beziehungen zwischen Arbeitnehmer und Arbeitgeber abgefärbt hat!«³⁷ Die Tatsache, dass die Arbeiter die Einzigen waren, die von massiven Deportationen betroffen waren, ist ein anderes Element, das die Animositäten zwischen sozioökonomischen Gruppen anfachte. Nachdem die freiwillige Anwerbung am mangelnden Erfolg scheiterte, wurden ab 1916 zahlreiche Arbeiter mit teilweise brutalen Methoden nach Deutschland zum Arbeitseinsatz gebracht. Ungefähr 60.000 Belgier waren von dieser Zwangsarbeit betroffen.³⁸

In einigen Regionen war die soziale Krise so tiefgreifend, dass die belgischen Behörden sich nicht mehr einzugreifen trauten. Während die Besatzer marodierende Banden in den ländlichen Teilen Belgiens wüten liessen, war die Lage im industriellen Lütticher Becken anders. Wegen der wirtschaftlichen Bedeutung dieser Region schritten die Militärbehörden des Öfteren ein. Generell häuften sich seit 1916 Übergriffe auf den Märkten: Händler, deren Preise für zu hoch angesehen wurden, wurden ausgeplündert. Die Verschlechterung der sozio-

³⁶ Peter Scholliers, *Koopkracht en indexkoppeling. De Brusselse levensstandaard tijdens en na de eerste wereldoorlog, 1914–1925*, in: *Belgisch Tijdschrift voor Nieuwste Geschiedenis* 3–4 (1978), S. 375–380.

³⁷ Louis Bertrand, *Schaerbeek pendant la guerre, 1914–1918*, Brüssel 1919, S. 243.

³⁸ Jens Thiel, »Menschenbassin Belgien«: Anwerbung, Deportation und Zwangsarbeit im Ersten Weltkrieg, Essen 2007.

ökonomischen Lage kommt auch in den seit 1917 steigenden Sterblichkeitsraten zum Ausdruck, auch wenn diejenigen der Säuglinge dank karitativen Vereinen wie *Les gouttes de lait* in den großen städtischen Zentren während des ganzen Krieges zurückgingen.

Die sozialen Antagonismen, die Belgien seit dem Ende des 19. Jahrhunderts charakterisierten, verschwanden also nicht mit dem Krieg. Aber im Gegensatz zu anderen Ländern wie Russland oder Deutschland führten diese gesellschaftlichen Spannungen weder zu einem Zusammenbruch der inneren Front noch zu revolutionären Unruhen. Das Konzept der *moral economy*³⁹ scheint hier besonders weiterführend. Edward P. Thompson hat darauf hingewiesen, dass soziales Durchhalten auch durch moralische Kriterien bedingt ist. »Nationales Durchhalten« scheint ebenfalls eng mit dem sozialen Erleben verbunden zu sein. Trotz der Verschlechterung der wirtschaftlichen Lage blieb der Großteil der belgischen Bevölkerung von der »Sinnhaftigkeit« und der Legitimität der nationalen Einheit überzeugt. Diese kannte zahlreiche Lücken. Sie blieben jedoch lokal und führten nicht zu einer Infragestellung der gesellschaftlichen Ordnung, auch wenn diese Angst bei den belgischen Eliten während des ganzen Konfliktes und besonders gegen Kriegsende wuchs.

IV. Das Exil

In den Wochen nach dem 4. August 1914 fanden sich mehr als eineinhalb Millionen Belgier auf den Strassen und flohen vor dem unaufhaltbaren Vormarsch der deutschen Truppen.⁴⁰ Schnell ergriff Panik diese der Kriegsgewalt ausgesetzten Zivilisten, die manchmal direkt in das Visier der Soldaten gerieten. Diese Bevölkerungsbewegungen, die durch die Angst vor deutschen Gräueltaten auch kaum von Kämpfen berührte Gebiete erfasste, waren in der belgischen Geschichte einzigartig. Zahlreich waren die Menschen, die nach den Niederlanden, Frankreich und Großbritannien flüchteten und dort den ganzen Krieg verbrachten: Man schätzt ihre Zahl auf 600.000, was ungefähr einem Zehntel der Bevölkerung Belgiens entsprach. In dieser Diaspora befand sich auch die belgische Regierung, die während des ganzen Krieges in Sainte-Adresse, in der Nähe von Le Havre (Frankreich), verweilte. Veritable Flüchtlingswellen überschwemmten einige Länder: So kamen zum Beispiel allein am 8. und 9. Oktober mehrere Hunderttausende bel-

³⁹ Edward P. Thompson, *The Moral Economy of the English Crowd in the Eighteenth Century*, in: *Past and Present* 50 (1971), S. 76–136.

⁴⁰ Dieses Kapitel beruht größtenteils auf den Arbeiten von Michaël Amara, insbesondere auf seiner publizierten Dissertation: *Amara, Des Belges à l'épreuve de l'exil. Les réfugiés de la Première Guerre mondiale: France, Grande-Bretagne, Pays-Bas, 1914–1918*.

gische Flüchtlinge in den Niederlanden an. Die Bevölkerung von Grenzstädten wie Bergen op Zoom oder Roosendaal vervierfachte sich innerhalb von wenigen Stunden.⁴¹

Ab Herbst 1914, als dieser Exodus langsam zurückging, entstand in der belgischen Gesellschaft bereits eine Kluft zwischen denjenigen, die blieben, und denen, die flüchteten. Eine heftige Debatte fand statt um die Frage, ob das Bleiben oder das Flüchten den guten Patrioten auszeichnete. Die Belgier in den besetzten Gebieten beschuldigten die Flüchtlinge, Feiglinge und Egoisten zu sein und behaupteten, die patriotische Pflicht verlange, im Lande zu bleiben, um die Versorgung und den Wiederaufbau des Landes zu ermöglichen. Die Exilanten seien – nimmt man die Wörter des katholischen Abgeordneten Arthur Verhaegen – »zivile Deserteure«, die eine untragbare Schwäche im Moment des größten Unglücks gezeigt hätten. Diese Attacken hatten oft eine soziale Komponente: Sie zielten vor allem auf sozial höher gestellte Personen wie Banker und Industrielle ab. Diese Gruppen wurden verdächtigt, ihre Mitmenschen verlassen zu haben, um ihren Reichtum in Sicherheit zu bringen.

Die Flüchtlinge antworteten mit Attacken, die das Exil als Akt des Widerstandes gegen den Besatzer darstellten: Ihre Flucht sei eine Verweigerung des Lebens und Arbeitens unter deutschen Joch, die einzige Möglichkeit, den Kampf solidarisch mit den Soldaten an der Yser fortzusetzen. So zögerte der Literaturnobelpreisträger Maurcie Maeterlinck nicht, von der »Pflicht des Exils« zu sprechen, eine Haltung, die das unvergängliche Band mit der nationalen Sache bekräftigen sollte. Die Flüchtlinge kehrten die Vorwürfe um und unterstrichen, dass die im besetzten Belgien gebliebenen Belgier sich auf ein gefährliches Spiel einließen, das die Tür zu allerlei faulen Kompromissen öffnete. Besetzte und Exilanten steigerten sich so in eine patriotische Spirale, in der jeder behauptete, den genuinen Widerstand gegen den Besatzer zu verkörpern. Die im eigenen Land kritisierten Flüchtlinge genossen jedoch – zumindest in den ersten Monaten – in den Aufnahmeländern beträchtliche Sympathie.

Prozesse außergewöhnlicher Solidarität entfalteten sich in der Tat in Frankreich, in den Niederlanden und in Großbritannien. Frauen und Männer, die in einem extrem schwierigen, physisch und psychisch erschöpften Zustand waren, wurden unterstützt. Innerhalb von wenigen Wochen entstanden Tausende von Ausschüssen, Stiftungen und Werke. Sie verteilten Essen, Kleidung und Spielzeug, suchten Finanzierungsmittel, Wohnungen oder Arbeitsplätze und bemühten sich, verstreute Familien zusammenzuführen. Die Frauen bildeten den Mittelpunkt dieser Netzwerke für belgische Flüchtlinge. Ihr Engagement stand im Einklang mit dem traditionellen philanthropischen Einsatz von adligen und

41 Michaël Amara, *Les réfugiés belges de la Première Guerre mondiale. De l'action humanitaire à la participation à l'effort de guerre*, in: Amara, *Une guerre totale?*, S. 413.

großbürgerlichen Frauen im Laufe des 19. Jahrhunderts.⁴² Der Krieg verstärkte diese Tendenz noch: Die Unterstützung der Flüchtlinge war für die Eliten ein Mittel, um in vollem Umfang am Krieg teilzunehmen, ein Konflikt, der sich nicht mehr auf das Schlachtfeld beschränkte. Belgischen Flüchtlingen zu helfen, wurde in Frankreich und Großbritannien ein Weg, um in der Öffentlichkeit sein patriotisches Engagement zu beweisen. Die umfassende Mobilisierung für die Flüchtlinge muss in der Tat im Kontext der Nationen, die diese Belgier aufnahmen, gelesen werden: In einem Diskurs über Barbarei und Zivilisation verkörperten sie buchstäblich den verzweifelten Widerstand des *poor little Belgium* gegen die feindliche Aggression. Für die Zivilbevölkerung war ihre überstürzte Flucht und abrupte Ankunft eine der ersten greifbaren Spuren des modernen Krieges, und ihre Präsenz sollte bis zum Waffenstillstand an die Bedeutung des Konfliktes erinnern. Die belgischen Flüchtlinge wurden damit zu einem Kristallisationspunkt für die Mobilisierung europäischer Gesellschaften in den ersten Kriegsmontaten.⁴³

Eine reale Klassentrennung regelte die Aufnahme, welche die niederländische, französische und britische Gesellschaft der belgischen Diaspora vorbehielt. So erfolgte die Verteilung von Räumen und Einrichtungen nach gesellschaftlichen Klassen, so dass die Erfahrung des Exils von der sozialen Zugehörigkeit abhing. Diese soziale Segregation wurde besonders in den Niederlanden praktiziert: Ab November 1914 stuft die niederländische Regierung die belgischen Flüchtlinge nach ihrer gesellschaftlichen Stellung ein, wobei Unterschiede zwischen »minder gewenste behoeftigen« (weniger gewünschten Bedürftigen) und »fatsoenlijke behoeftigen« (anständigen Bedürftigen) gemacht wurden. Die Kategorisierung beeinflusste dann ihre Einordnung in spezifische Lager. Die Situation unterschied sich nicht wesentlich in Großbritannien, wo während des ganzen Krieges Flüchtlinge der *better class* bevorzugt behandelt wurden, weil sie die Schwierigkeiten des Exils angeblich schwerer ertrugen als Bauern oder Arbeiter. Sogar die Belgier selber unterschieden zwischen den Klassen: Das Gefühl des sozialen Abstiegs, den viele Flüchtlinge erfuhren, trug dazu bei, dass sie ihre soziale Vorkriegsposition – manchmal bis zur Karikatur – hervorhoben.⁴⁴

Die Bereitschaft, sich für die Flüchtlinge einzusetzen, nahm jedoch im Laufe der Zeit stark ab. Ab 1915 machte sich eine Verringerung der Begeisterung gegenüber den Belgiern in allen Exilländern bemerkbar. Sie war unter anderem durch die Entwicklung einer Kriegskultur zu erklären, in der die Flüchtlinge nicht mehr die gleiche Rolle wie am Anfang des Konfliktes einnahmen.

42 Bonnie Smith, *Ladies of the Leisure Class: The Bourgeoises of Northern France in the Nineteenth Century*, Princeton 1981.

43 Pierre Purseigle, *Les mobilisations sociales à l'épreuve de l'exil belge. Étude comparée France – Grande-Bretagne*, in: Amara, *Une guerre totale?*, S. 429–441.

44 Amara, *Des Belges à l'épreuve de l'exil*, S. 176.

Witwen und Waisen wurden zu den neuen zivilen Opfern des Krieges stilisiert. Die Spannungen zwischen Bevölkerung und Emigranten nahmen zu. Sie waren in der Erfahrung des Zusammenlebens verwurzelt, besonders in der Arbeitswelt, in der die Flüchtlinge aus Sicht der Alteingesessenen oftmals unlautere Wettbewerber waren.⁴⁵ Die Anwesenheit Tausender Belgier im wehrfähigen Alter im Hinterland verschärfte die Spannungen: Man beschuldigte sie, nicht am Krieg teilzunehmen, der die englische und französische Bevölkerung verbluten ließ.

Ein »feierlicher Appell« der belgischen Behörden vom Oktober 1914 mit dem Ziel, alle Flüchtlinge zwischen 18 und 30 Jahren zu mobilisieren, führte jedoch nicht zu dem erwünschten Erfolg. In der belgischen Diaspora brachen heftige und manchmal auch gewalttätige Debatten zwischen »Patrioten« und »Reniten-ten« aus. Ein großer Teil der Jugend im Exil weigerte sich trotz des ausgeübten Drucks von Seiten des belgischen Staates hartnäckig, an die Front zu gehen, und brach somit ausdrücklich den patriotischen Konsens. Angesichts dieses offenkundigen Misserfolgs, die Reihen der Armee auf der Grundlage der Freiwilligkeit aufzufüllen, änderten die Behörden in Le Havre die legislative Grundlage und zwangen mehrere Zehntausend Flüchtlinge in die Armee.⁴⁶ Dieses Regelwerk war jedoch – wie die ständig wachsende Zahl von Fahnenflüchtigen belegte – nicht ausreichend. Zu diesem Zeitpunkt des Konflikts kannte jeder die Realitäten der modernen Kriegsführung, was die Verweigerung vieler erklärt. Nur die strenge Verfolgung durch die Polizei in Frankreich und England bewegte viele Verweigerer letztlich zur Teilnahme. Aber die Vorbehalte gegenüber den Mobilisierungsaufrufen täuschten nicht: In der Diaspora schränkten tiefe Gräben die Zustimmung zum Krieg ein.

Die Opferrolle der Flüchtlinge war zumindest erschüttert durch diese (Nicht-) Mobilisierung. In Frankreich wie in England wurden die »Helden« von 1914 als »Drückeberger« betrachtet, die von der Großzügigkeit der Aufnahmegesellschaften profitierten und den lokalen Arbeitern auf unlautere Weise die Arbeit wegnahmen. Im Rahmen einer allgemeinen anwachsenden Fremdenfeindlichkeit verstärkte sich dieser Groll in der Öffentlichkeit, besonders im Frühjahr 1916 bei gewalttätigen Ausschreitungen gegen Belgier in der Nähe von London oder im Herbst 1917 in Le Havre. Gleiches traf für die Niederlande zu, wo die Belgier als Sündenböcke herhalten mussten, als sich die wirtschaftliche Lage ab 1917 stark verschlechterte und die Belgier für den Mangel an Nahrungsmitteln verantwortlich gemacht wurden. Die belgischen Flüchtlinge belegten endgültig nicht mehr den ersten Platz in der »Rangliste der Schmerzen« des Ersten Weltkriegs.

⁴⁵ Ders., *Les réfugiés belges de la Première Guerre mondiale. De l'action humanitaire à la participation à l'effort de guerre*, S. 422 f.

⁴⁶ Ders., *Des Belges à l'épreuve de l'exil*, S. 285.

Die Solidarität machte einem schrittweisen Vergessen Platz⁴⁷, das dieses exilierte Belgien noch viel stärker nach dem Kriege traf, als es aus dem kollektiven Gedächtnis völlig verschwand.

V. Kriegsende

Das Kriegsende führte zu einer starken nationalen Remobilisierung. In den großen Städten traf eine vom Volk getragene »Säuberung« die deutsche Bevölkerung und ihre Geschäfte sowie Belgier, denen man vorwarf, das patriotische Tabu gebrochen zu haben. In diesen Tagen mischten sich der geschürte Nationalismus, die soziale Misere (zahlreichen Plünderungen zeugten davon), Hirngespinnste (Rückkehr der Spionagehysterie) und – in einigen Städten – revolutionären Unruhen. Sie wurden von deutschen Soldaten, die nicht mehr »durchhielten«, angezettelt. Die belgischen Behörden unternahmen eine Politik der Vertreibung der Deutschen, die an die Maßnahmen zu Kriegsbeginn erinnerte. Die ersten Schritte führten während der Zwischenkriegszeit zu einer Verschärfung der Rechtsvorschriften über die belgische Staatsangehörigkeit, die vor 1914 recht liberal gewesen waren.⁴⁸ Diese (Re)Mobilisierung richtete sich nicht nur gegen Ausländer, sondern auch gegen diejenigen Belgier, denen unmoralisches Verhalten während des Krieges vorgeworfen wurde. Der Säuberungsgewalt unterlagen sowohl Frauen, die verdächtigt wurden, mit Deutschen zusammengelebt zu haben, als auch so genannte Profiteure. Die spontanen Ausschreitungen wurden sukzessive durch gerichtliche Verfahren ersetzt, mit denen der belgische Staat versuchte, seine Legitimität wiederherzustellen.⁴⁹ Zunächst in den Händen der Militärjustiz (bis April 1919), übernahmen diese Arbeit anschließend zivile Richter, die vor allem Angelegenheiten »gegen die Sicherheit des Staates« behandelten, mit einem Höhepunkt im Jahre 1920.

Da Belgien vier Jahre lang durchgehalten hatte und aus dem Krieg als Sieger hervorgegangen war, lagen Reparationsforderungen nahe. Doch diese nationalistischen Hoffnungen, häufig revanchistisch angehaucht, wurden während der Zwischenkriegszeit weitgehend enttäuscht. Der Misserfolg war offensichtlich, sowohl bei der Besatzungsherrschaft im Rheinland und im Ruhrgebiet als auch bei den Friedensverhandlungen, als die belgische Regierung das Staatsgebiet nicht auf Kosten der Niederlande oder Luxemburgs vergrößern konnte. Auf interna-

⁴⁷ Purseigle, *Les mobilisations sociales à l'épreuve de l'exil belge. Etude comparée France – Grande-Bretagne*, S. 438–440.

⁴⁸ Tom De Meester, *De impact van de Eerste en de Tweede Wereldoorlog op de juridische afbakening van het »eigen volk«*, in: *Cahiers d'Histoire du Temps Présent* 3 (1997), S. 74–81.

⁴⁹ Xavier Rousseaux/Laurence Van Ypersele (Hg.), *La patrie crie vengeance! Le châtime-ment des inciviques belges au sortir de la Grande Guerre*, Brüssel 2008.

tionaler Ebene blieb die Bilanz damit mager – mit Ausnahme der Region Eupen-Malmedy, die von Deutschland losgelöst und nach einem Scheinreferendum an Belgien angegliedert wurde.⁵⁰ Auf nationaler Ebene erhielt die »Nationalisierung« der Bevölkerung einen weiteren Schub durch die Einführung des allgemeinen Wahlrechts für Männer und den Beginn eines Wohlfahrtsstaates (Renten für Invaliden, Witwen, und Waisen, aber auch Wiederaufbau der zerstörten Gebiete).

Die Erinnerung an den Ersten Weltkrieg stellte ein zentrales Element der nationalen Gedächtniskultur während der Zwischenkriegszeit dar, vor allem im frankophonen Belgien.⁵¹ Sei es durch die Kriegsdenkmäler⁵², die Feierlichkeiten zum 11. November oder in Schulbüchern⁵³: Die Erinnerung an den Ersten Weltkrieg wurde ständig aktualisiert, und zwar keinesfalls ausschliesslich in den zerstörten Städten und Dörfern. Im Gegensatz zu den Nachbarländern repräsentierte sie sich nicht nur in der heroischen Figur des Soldaten, sondern auch über den zivilen Märtyrer und den Deportierten. Die Demobilisierung der Zivilgesellschaft ging nur langsam voran, obwohl der belgische Staat ab 1925 an einer Normalisierung seiner Beziehungen mit Deutschland interessiert war. Als der Zweite Weltkrieg im Mai 1940 Belgien erfasste, spielte die Erinnerung an die Jahre von 1914 bis 1918 eine nicht unerhebliche Rolle in der Remobilisierung. Die ersten Widerstandsbewegungen knüpften nicht nur an Vorbilder (so in den Namen der illegalen Zeitungen) und die Ideologie (die Deutschfeindlichkeit) dieser Zeit an, sondern stützten sich auch auf die alten Netzwerke.⁵⁴ Obgleich der Erste Weltkrieg nach 1945 auf nationaler Ebene aus dem öffentlichen Gedächtnis verschwand, »überlebte« er lokal. Auf der Brücke »Charles de Gaulle« in Dinant – einer Stadt, die besonders unter den deutschen Gräueltaten von 1914 gelitten hat – wehten die Flaggen der Länder der Europäischen Union. Die deutsche Fahne wurde erst im Mai 2001 hinzugefügt.

50 Sally Marks, *Innocent abroad: Belgium at the Paris Peace Conference of 1919*, Chapel Hill 1981.

51 Das Heroische des Krieges und der Märtyrerkult sind auch zentral in der Nachkriegs-erinnerung der flämischen nationalistischen Bewegung, allerdings mit ganz anderen Zielen: Sophie de Schaepdrijver, *Les dangers de l'idéalisme. Souvenirs contestés de l'occupation allemande en Belgique*, in: *Démobilisations culturelles après la Grande Guerre, 14–18 Aujourd'hui/Heute/Today* 5 (2002), S. 115–127.

52 Stéphanie Claisse, *La mémoire de la guerre 1914–1918 à travers les monuments aux morts des communes d'Etalle, Habay, Léglise et Tintigny*, Brüssel 2002.

53 Christophe Bechet, *La révision pacifiste des manuels scolaires. Les enjeux de la mémoire de la guerre 14–18 dans l'enseignement belge de l'Entre-deux-guerres*, in: *Cahiers d'Histoire du Temps Présent* 20 (2008).

54 Emmanuel Debruyne, *La guerre secrète des espions belges, 1940–1944*, Brüssel 2008.

VI. Schluss

Das geteilte Belgien der Jahre 1914–1918 bietet eine ganze Reihe von Kriegserfahrungen, die charakteristisch für den totalen Krieg sind.⁵⁵ In diesem Sinne war das Land ein Laboratorium, das es erlaubt, das am Anfang dieses Buches formulierte Problem breiter zu fassen. Die Fragestellung ist zunächst eng mit einer französischen Historiographie verbunden gewesen, in der über das Durchhalten der Soldaten an der Front gestritten worden ist. Diese Problematik ist sicherlich interessant für den belgischen Fall, bleibt letztlich aber aus verschiedenen Gründen unzureichend. Die Mobilisierung und Demobilisierung gewinnen in der Tat eine ganz andere Dimension, wenn sie um die Zivilbevölkerung erweitert wird und die verschiedenen Kriegserfahrungen in ihrem Mit- und Gegeneinander gedacht werden. Diese drei belgischen Welten des Krieges – die Front, das besetzte Land und das Exil – blieben in der Tat stets vereinigt, wenngleich auf einer moralischen Ebene. Ein Dreiecksverhältnis zwischen Soldaten, Besetzten und Flüchtlingen entwickelte sich, indem jede Gruppe für und durch eine andere durchhielt: Jeder war bereit, Opfer zu erbringen, sofern sie gerecht geteilt wurden oder zumindest im vollem Umfang durch die anderen anerkannt und respektiert wurden. Letztlich liegt damit paradoxerweise in der Aufspaltung der Nation eine der wichtigsten Ursachen für das Durchhalten der Belgier zwischen 1914 und 1918.⁵⁶

Unabhängig vom Beobachtungspunkt drohen zwei Gefahren unsere Lesart zu verzerren. Erstens lenkt die hier zu Grunde gelegte Fragestellung nach der Durchhaltefähigkeit die Aufmerksamkeit oft auf die Polarität von Widerstand oder Verweigerung einerseits und Unterstützung bzw. Konformismus andererseits. Vor allem treten die Zeiten extremen Gehorsams und Ungehorsams in den Mittelpunkt. Doch ebenso wie in Friedenszeiten ist das Verhalten in Kriegen in der Regel von einem Druck zum Konformismus geprägt, in dessen Rahmen aber Zwischentöne (in diesem Fall weder Kriegsbegeisterung noch offene Ablehnung) die Regel sind. Interessiert man sich für diese Schattierungen, die häufig sehr wenige Spuren hinterlassen, erscheinen zahlreiche »weiße Flecken« in der Geschichtsschreibung. Die Reduzierung der Komplexität des Krieges auf ein vereinfachtes binäres Denken – durchhalten oder nicht durchhalten – erinnert unweigerlich an eine Debatte über einen anderen Krieg, die Kontroverse über Widerstand (durchhalten?) und Kollaboration (nicht durchhalten?). Die

55 Siehe dazu die Beiträge in der fünfbändigen von Roger Chickering und Stig Försten im Deutschen Historischen Institut Washington publizierte Reihe zum »total war«.

56 Diese Einsicht wird besonders von Antoon Vrints, *Offers in balans. Hoop en wanhoop van de Belgische soldaten (1914–1918)*, in: *Cahiers d'Histoire du Temps Présent* 17 (2006), S. 241, unterstrichen.

Historiker des Zweiten Weltkrieges können sich – auch heute noch – manchmal nur schwer aus dieser zu kleinen Zwangsjacke lösen. Die Geschichtsschreibung des Zweiten Weltkrieges scheint sich ein wenig auf ihren Lorbeeren auszuruhen, zumal das Interesse einer breiten Öffentlichkeit für diese Zeit nie abgebrochen ist. Die Historiker des Ersten Weltkrieges, die sich von ihren Kollegen durch unbestreitbare historiographische Innovationen abgrenzen, sollten sich davon freihalten.

Eine weitere Gefahr besteht zweitens in der Fokussierung auf den nationalen Rahmen und die damit verbundenen Kategorien. Die Identitätsfindung im Spiegel des Anderen erreicht zwar oft im Krieg ihren Höhepunkt; andere Logiken sind aber durchaus auch weiterhin sinnstiftend. So verschwinden die sozialen Unterschiede als Verankerungen von Identitäten mit dem Krieg nicht wie von Zauberhand. Daraus ergibt sich die Notwendigkeit einer chronologischen Erweiterung der Fragestellung. Kontinuitäten zwischen Kriegs- und Friedenszeiten stellen zweifellos den vermeintlich neuen Charakter einzelner Besatzungsherrschaften in Frage. Vor dem Krieg ausgehandelte soziale Identitäten bestimmen weiterhin sowohl die Gesellschaft der Besetzer als auch der Besatzer. Wird man dieser Komplexität gerecht, schreibt man eine andere Geschichte des Krieges und der Besatzung während der ersten totalen militärischen Auseinandersetzung des 20. Jahrhunderts.

III. Das andere »Durchhalten«: Kriegserfahrungen und ihre Verarbeitung in Ost- und Südeuropa